



Leseprobe aus: Knösel, Das absolut schönste Mädchen der Welt und ich, ISBN 978-3-407-74803-4

© 2017 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74803-4>

1

Mein Vater wohnte immer noch in dem Mietshaus, wo wir früher gewohnt hatten, nur eben nicht mehr im Erdgeschoss, sondern im vierten Stock. Seine neue Wohnung war unglaublich. Andere ändern ihren Kleidungsstil oder die Frisur. *Er* lebte jetzt fast in einer anderen Welt: mit dunklem Parkett, Latte-macchiato-farbenen Wänden, vielen Spiegeln und einer offenen Küche. Design war hier ganz groß geschrieben, wie in einem Wellnesshotel. Nur das Fahrstuhlgedudel im Hintergrund fehlte.

Eine Theke mit Barhockern trennte die Küche vom Wohnzimmer. Dort stand eine inselgroße weiße Ledercouch einem in der Wand eingelassenen 55-Zoll-Fernseher gegenüber. Auch das Bad war halb Wellnesshotel, halb Pornofantasie: Armaturen aus gebürstetem Metall, italienische Mosaikkacheln und allein die Regendusche so groß, dass man dort Partys feiern konnte.

Was der Vormieter wahrscheinlich auch getan hatte. Und mein Vater vermutlich auch gern tun würde, von wegen Midlife-Crisis und so. Sein Vormieter war ein Cabriofahrer Anfang dreißig gewesen, der am Wochenende lange schlief und dann laut Musik hörte – bis eine seiner Freundinnen ein Kind von

ihm erwartete. Danach hieß es für ihn raus aus der Regendusche und ab ins Reihenhäuschen.

Ein Single weniger in München plus ein Neusingle – schon war das kosmische Gleichgewicht wiederhergestellt.

Ich war nicht zu Besuch gekommen. Ich hatte mich mit meiner Mutter gestritten, meinen Koffer gepackt und war in den Nachtzug gestiegen. Ich hatte die Nase voll von Paris. Beziehungsweise von Gentilly, wir wohnten ja nicht mal *in* Paris, sondern in einem Vorort am südlichen Stadtrand. Direkt am *Boulevard Périphérique* – das war so eine Art Ringautobahn, die wie ein Graben um die Stadt verlief, also nicht gerade superromantisch, wie man sich Paris ja sonst eher vorstellt.

Jedenfalls, ich hatte mir das ganz toll ausgemalt: Ich mach die Wohnungstür auf, knall meinem Vater den Koffer auf die Ledercouch und sag: *So, hier bin ich, hier bleib ich, egal, was du sagst!* Danach würde mein Vater vom schlechten Gewissen übermannt werden und ein paar Tränchen vergießen und mich in die Arme nehmen, mein Taschengeld erhöhen und mit bebender Stimme antworten: *Natürlich, mein Sohn! Endlich!*

Und dann hätte ich mein altes Leben wieder. Wenigstens einen Teil davon.

Aber er war nicht zu Hause. Und am Telefon kommt so eine melodramatische Ansage einfach nicht rüber. Also fragte ich ihn da nur, ob ich ein paar Tage bei ihm pennen könne, ich sei über Pfingsten spontan nach München gekommen – um ein paar alte Freunde zu besuchen.

Mein Vater wusste nicht, dass die Hälfte meiner Freunde selber im Urlaub war. Und ich mit den anderen nicht mehr wirklich befreundet war. Das Ganze war auf so eine Art *Facebook*-Nummer runtergeschrumpft. Ging ja nicht anders. Ich

lebte neunhundert Kilometer weit weg. Da verliert man sich zwangsläufig aus den Augen.

Instagram und der ganze Krempel war natürlich besser als gar kein Kontakt. Ich postete auch fleißig Fotos – Paris ist ja eine unglaublich fotogene Stadt – und dann schrieb ich, damit sich keiner Sorgen machte, dass es mir gut gehe. Dass ich zum Beispiel in den Tuileries säße, auf einer Parkbank, und schöne Frauen zählte und gerade Nummer 42 an mir vorbeigelaufen wäre. Und das schon um acht Uhr morgens! Oder Nummer 43, ich käme mit dem Zählen nicht mehr nach.

Denn so war das Leben doch in Paris, oder? Jedenfalls glaubte das jeder gern. Dabei war das natürlich Käse. Also, klar gab es schöne Frauen in Paris. Aber ich war auch schon mal in Bielefeld gewesen, und da gab es auch schöne Frauen. Es war nicht so, dass die sich alle in Paris trafen.

Bevor ich mit meiner Mutter dorthin zog, war ich nur einmal in Paris gewesen, mit elf oder zwölf. Da fand ich das toll: Eiffelturm, Mona Lisa, Disneyland. Es war ganz anders als das Frankreich meines Großpapas, der einen kleinen Lebensmittelladen in einem von Weinbergen umgebenen Dorf namens Tourouzelle gehabt hatte. Aber jetzt? Na ja.

Mein Vater hatte jedenfalls kein Problem damit, dass ich es mir bei ihm gemütlich machte – und wenn ich Geld brauchte, ich wisse ja, wo seine Ersatzkreditkarte sei. Schade, dass wir uns nicht sehen könnten. Doch er werde erst in ein paar Tagen wiederkommen, er habe kurzfristig für einen Kollegen einspringen müssen. Er arbeitete als Kameramann beim Fernsehen, meistens Serien. Gerade drehten sie eine aufwendige Hochzeitsgeschichte irgendwo in Portugal.

Warum ich ihn nicht angerufen hatte, *bevor* ich nach Mün-

chen kam – von wegen, ich will jetzt bei dir wohnen, und so? Das ist ein bisschen kompliziert. Ich hatte zu dem Zeitpunkt, als ich mich dazu entschied, kein Telefon mehr. Und *dass* ich kein Telefon mehr hatte, war sozusagen der Grund, *warum* ich mich entschied, zu meinem Vater zu gehen. Oder wenigstens der Auslöser. Ich sagte ja schon, dass ich mich mit meiner Mutter gestritten hatte.

Sie war nämlich der Meinung, dass ich zu sehr an meinem Handy hänge. Nur war ich eben nicht mehr zehn oder elf, sondern siebzehn Jahre alt. Da ist das etwas albern, wenn man deswegen meckert, so als Mutter. Vor allem brauchte ich das Ding ja, um mit meinen Freunden wenigstens einigermaßen in Kontakt zu bleiben.

Doch meine Mutter war der Meinung, ich sollte mehr rausgehen, an die frische Luft, und am richtigen Leben teilhaben. Ernsthaft! Ich hatte sowieso schon einen Scheißtag gehabt. Und dann kommt die Alte auch noch mit solchen Sprüchen. Und nimmt mir, ehe ich mich versehe, einfach so mein *iPhone* weg. Ja, ich weiß. Eigentlich ist das lächerlich. Doch in dem Moment war das eine todernde Angelegenheit.

Ich will also meiner Mutter mein Handy wieder abnehmen – weil es ja *mein* Handy ist und nicht ihres – und was macht sie? Sie wirft es einfach aus dem Fenster. Einfach so. Zack.

Ich meine, wenn sie das Ding damals wenigstens bezahlt hätte – okay! Dann könnte man ja darüber reden ... obwohl das dann immer noch eine Scheißaktion wäre! Aber so?

Und sie hatte nicht mal ein schlechtes Gewissen danach! Sie schaute mich an, als wartete sie nur darauf, dass ich mich beschwerte.

Allein deswegen sagte ich schon nichts. Auch wenn ich in-

nerlich glühte. Handys aus dem Fenster werfen, das geht gar nicht, und erst recht nicht mit meinem. Meine Mutter kommt zwar aus Südfrankreich. Was vielleicht ihr Temperament erklärt. Trotzdem. *Das* war zu viel.

Und dann war das Handy auch noch weg. Es war einfach nicht mehr da, als ich runter auf die Straße rannte. Irgend so ein Arsch hatte es anscheinend mitgenommen. Wahrscheinlich war es auf das kleine Rasenstück gefallen und nicht völlig kaputtgegangen. Jedenfalls war meine Laune damit endgültig im Keller. Ich packte wortlos meine Tasche, meine Mutter sah mir wortlos dabei zu, dann stieg ich in den RER und fuhr zum Gare de l'Est.

Trotzdem hätte ich natürlich meinen Vater anrufen können. Es gab ja immer noch genügend Telefone auf der Welt. Vielleicht hatte ich einfach Angst, in meinem Schwung gebremst zu werden. Ich hatte sowieso nur halb daran geglaubt, dass er mich bei sich aufnehmen würde. Und mich deswegen auch nur halb darauf gefreut. Also war ich auch nur halb enttäuscht, als er nicht da war. Ich fühlte damals vieles nur so halb.

Ich zog die gläserne Schiebetür auf und ging raus auf den Balkon. Die Granitfliesen waren kühl an den Füßen. Es waren die gleichen superschicken Bodenfliesen wie im Badezimmer. Einer der Rattansessel hatte Brandlöcher im Polster, vermutlich von den Jointstummeln, die auf dem Glastisch lagen.

Ich lehnte mich über die Brüstung und schaute vorsichtig runter in den Innenhof, wo ich schon als Kind gespielt hatte. Die alte Plastikschaukel hing immer noch provisorisch an der Teppichstange. Auch die rot-blaue Baumarktrutsche stand noch im Sandkasten. Und auf der Grünfläche zwischen Innenhof und Hinterhaus wuchs die Kastanie, die wir nach

Anleitung einer *Wissen macht Ah!*-Sendung hatten keimen lassen.

Ich fragte mich, wie mein Vater diesen Anblick jeden Tag ertrug. Hier hatte er eine Familie gegründet – und verloren. Hier waren sechzehn Jahre seines Lebens und fast mein ganzes Leben nur noch Vergangenheit, überstrichen wie die Hausfassade, die jetzt hellblau war.

Hörte er nicht jedes Mal, wenn er den Müll rausbrachte, geisterhaft die Stimme meiner Mutter aus dem Garten der Erdgeschosswohnung? Wo sie Rasen gemäht und Büsche geschnitten, Blumen gepflanzt, Kräuter geerntet hatte. Wo er die Wochenenden am Grill stand, sobald es warm genug war, oder mit mir den Sternenhimmel betrachtete, wenn ich als Kind nicht einschlafen konnte. Und wo er früher bei jedem Wetter fünfmal täglich seine Zigaretten drehte und rauchte, als würde sein Leben davon abhängen.

Oder tröstete ihn dieser Anblick? Ein glatter Schnitt war ja nicht unbedingt besser. Das merkte ich jedes Mal, wenn ich in meinem Zimmer in der Rue Barbès aus dem Fenster schaute.

Das Gefühl, das *ich* jedenfalls bei diesem Anblick hatte, war ausnahmsweise mal mehr als halb. Ich wurde fast schon sentimental. Bis ich sah, wer plötzlich bei den Fahrradständern von seinem Mountainbike stieg. Und dann in unseren alten Garten spazierte.

2

Jonas Schneider war die Sorte Arschloch, die Fünftklässler in Müllcontainer versenkte – und das auch dann noch lustig fand, wenn der Deckel ins Schloss fiel und die Zwerge sich nicht mehr aus eigener Kraft befreien konnten. Und das war nicht unbedingt das Schlimmste, das er sich geleistet hatte.

Auf einer Party hatte er mal versucht, die Musik auszupinkeln. Ich hab das mit eigenen Augen gesehen. Es war kein schöner Anblick. Zu seiner Verteidigung kann man eigentlich nur sagen, dass jemand Helene Fischer aufgelegt hatte. Die anderen waren vermutlich zu perplex gewesen, um ihn zurückzuhalten. Oder sie hatten Angst, in die Schusslinie zu geraten. Was ja auch verständlich ist – wo man sich doch extra schick gemacht hat für so eine Party.

Warum ich ihn nicht davon abhielt, hatte einen anderen Grund: Ich hoffte, er werde einen Stromschlag bekommen und daran – gut, vielleicht nicht sterben. Aber wenigstens ins Koma fallen oder so. Ist aber nicht dazu gekommen. Das mit dem Musikauspinkeln hat nämlich nicht funktioniert. Der Lautsprecher war irgend so ein technisches Wunderwerk und anscheinend wasserdicht.

Jonas und ich kannten uns seit der Grundschule, und was

uns miteinander verbunden hatte, war in etwa das Gegenteil von Liebe auf den ersten Blick. Ich hatte mich oft gefragt, was einen dazu bringt, einen anderen Menschen so zu verachten, wie ich Jonas verachtete. Oder er mich. Ich kam nie dahinter. Es hatte keinen schicksalhaften Auslöser dafür gegeben – dass er mal meinen Kuschelhasen geklaut hätte oder so was. Wir mochten uns einfach nicht. Und diese Abneigung hörte nie auf zu schwelen. Aber wir fingen keinen Krieg an. Wir machten beide eher einen auf Nordkorea: Ab und zu mal laut bellen und die Atombomben aus dem Keller kramen – aber das Beißen ließen wir sein. Wenn wir einmal damit anfangen, dann würde es wahrscheinlich keinen Gewinner geben. Und wer verliert schon gern?

Also versuchten wir instinktiv, uns aus dem Weg zu gehen. Warteten wir zum Beispiel im Supermarkt mit unseren Fußballbildern oder Süßigkeiten zufällig auf gleicher Höhe an den Kassen – dann ignorierten wir uns. Nur wenn Jonas einen Verweis bekam oder auf dem Schulhof aus Versehen den Tee verschüttete, den seine Mutter ihm in einer Thermoskanne mitgab (was für ein Loser!) – dann freute ich mich darüber wie über eine Eins in Mathe. Oder sagen wir mal: Wie ich mich über eine Eins in Mathe gefreut *hätte*.

Es war eines der größten Rätsel meines Lebens, dass jemand wie Jonas Freunde hatte. Freunde, die sogar ganz in Ordnung waren. Luis, Kebron, Vito. Eigentlich alles gute Typen. Ich konnte mir das einfach nicht erklären.

Unser Wiedersehen, nach einem Jahr in Paris, fand aber leider nicht an einer Supermarktkasse statt. Oder auf einer Party, wo man sich zur Not auch in ein anderes Zimmer oder in die Küche verziehen konnte.

Nein, es fand an der Tür unserer alten Wohnung statt. Jonas hatte eine Selbstgedrehte im Mundwinkel stecken, als er die Wohnungstür öffnete. Sie war noch nicht angezündet, roch aber trotzdem nach Gras, das Zeug musste unglaublich stark sein. Seinen roten Augen nach zu urteilen, war es auch nicht sein erster Joint. Er stutzte, dann fing er langsam an zu grinsen – als hätte er nur eine Weile gebraucht, um mich wiederzuerkennen.

»Sag jetzt bitte nicht, dass du hier wohnst!«

»Willst du's dir mal anschauen?«, sagte Jonas mit diesem dämlich-fröhlichen Grinsen im Gesicht. »Ist alles frisch renoviert. Aber pass bitte auf – nicht dass du vor Neid stirbst.«

»Das glaub ich einfach nicht!«

Er zündete sich den Joint an, inhalierte genüsslich und blies mir den Rauch ins Gesicht. »Ich hab auch erst mal schlucken müssen – als mir aufgegangen ist, wer hier vorher gewohnt hat. Aber mittlerweile gefällt's mir ganz gut. Dein Vater ist übrigens sehr nett, kaum zu glauben, bist du adoptiert?« Er deutete auf den Joint. »Ich würde dir ja was anbieten, aber – was soll die Heuchelei, oder?«

»Wann?« Mehr brachte ich nicht über die Lippen.

»Vor einem Monat. Und, wie geht's dir? Du bleibst hoffentlich nicht länger in München?«

Ich schüttelte den Kopf, drehte mich um und ging raus auf die Straße, bevor ich noch anfang zu kotzen. Ich ging an den denkmalgeschützten Backsteinhäusern vorbei, mit den tausend Erkern und Türmchen – die mir jetzt wie Ruinen vorkamen. Ich passierte das griechische Restaurant. Früher war es ein indisches Restaurant gewesen. Wenigstens gab es die Junkies noch, die vor der Methadonabgabe warteten

wie ordentlich frisierte, sauber gekleidete Zombies. Das war immerhin ein kleiner Trost: Jetzt hatte Jonas die Spritzen im Garten liegen!

Am Eck blieb ich stehen und warf einen Blick zurück. Es hätte mich nicht gewundert, wenn er vor dem Haus gestanden, mir hinterhergewunken und sich kaputtgelacht hätte. Doch es traten nur die Junkies nervös von einem Fuß auf den anderen. Jedenfalls die, die keine Rollatoren brauchten, um sich festzuhalten.

Doch wie ein Abziehbild an Lebensfreude sah ich vermutlich auch nicht gerade aus, nach diesem Aufeinandertreffen. Wäre ich Jonas *nicht* begegnet, hätte ich mich wohl gemütlich vor den 55-Zoll-Fernseher gelegt und Netflix angeklickt. Aber dazu war ich einfach zu fertig.

Ja, ich weiß. Jammern gilt in meinem Alter nicht mehr. Wenn man sieben ist und die Eltern lassen sich scheiden, okay. Dann gibt es noch ein paar Süßigkeiten extra. Aber mit siebzehn? Da stellt man sich bitte nicht so an! Jonas hatte mir vielleicht nicht das Messer in den Bauch gerammt. Aber ordentlich Pfeffer auf die Wunde gestreut, das hatte er.

Den Weg, den ich dann ging, kannte ich vermutlich schon im Kinderwagen auswendig: an der Bäckerei vorbei; mit dem summenden Blindengeräusch der Ampel über die Straße; dann kam die Apotheke, das Hotel – vor dem jetzt ein einsamer Raucher trostlos den Aschenbecher füllte; danach kam der Desigermöbelladen, der immer noch die gleichen grellen Stühle im Schaufenster hatte. Oder es waren andere Stühle, nur genauso austauschbar. Und zum Schluss das bilderbuchartige Standesamt, vor dem noch ein paar welkende Rosenblätter vom Vortag lagen.